

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 20 (1979)
Heft: 10

Artikel: Parteiblick auf Sackgasse
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Valerij Tarsis

Parteiblick auf Sackgasse

Der sowjetische Schriftsteller Anatolij Ananjew, gut 50jährig, hatte sich als unbeirrbarer Stalinist einen Namen gemacht: zu ihm passte der Chefredaktorsessel bei der parteiorthodoxen Zeitschrift «Oktjabr». Von dieser Position eines senkrechten (oder je nachdem linientreu gebogenen) Kommunisten aus nimmt Ananjew jetzt die Wirklichkeit der Mittsechziger Jahre unter die Lupe. «Nowyj mir» (Nr. 1—2/1979) brachte seinen Roman «Jahre ohne Krieg»*.

Beim Lesen erinnerte ich mich an eine schlaflose Nacht an der Elbe 1945. Wir Militärkorrespondenten waren mit amerikanischen Kollegen in einem Restaurant. Ob unsere Soldaten wirklich für Stalin gekämpft hätten? fragte ein Amerikaner.

«Für die Heimat, gegen Hitler», sagte mein Freund, Major Sawrassow.

«Einige kämpften auch gegen Stalin, und gar nicht wenige», sagte der Amerikaner.

«Es ist aber nichts draus geworden», bedauerte Sawrassow.

«Das kann noch kommen, später», tröstete der Amerikaner.

«Trinken wir eins», schlug ich vor. Im Restaurant wimmelte es natürlich von Spitzeln. Die Zeit, offen zu sprechen, war noch nicht da. Auch wenn man wusste, dass alle Korrespondenten den Generalissimus ebenso hassten wie die zivile Bevölkerung. Nach dem 20. Parteitag 1956, drei Jahre nach Stalins Tod, sprach man unverblümt davon.

Die Bewegung des Widerstandes kam aber erst in den sechziger Jahren richtig in Gang. Dabei ist die Tatsache festzuhalten, dass nicht nur Systemgegner, sondern auch Parteileute ihre Stellung zu überprüfen begannen. Wenn auch die Presse nichts davon schreiben durfte, kursierten doch hartnäckige Gerüchte. Nicht von ungefähr wurden beim nachfolgenden Umtausch der Parteidokumente Tausende aus der KPdSU ausgeschlossen, die zuvor als «treue Söhne der Partei» gegolten hatten.

Ananjews Roman spielt 1966 — in dem für mich denkwürdigen Jahr, da man mich aus der Sowjetunion ausbürgerte, während der Prozess gegen Daniel und Sinjawschij anlief —, durch den die demokratische Bewegung aber nicht geschwächt, sondern gestärkt wurde. Von ihr spricht Ananjew allerdings nicht. Er zeigt die Milieus der Bauern und der Geisteswissenschaftler, mit Hauptaugenmerk auf der Parteimitgliedschaft. Und doch — mit ihm ist etwas Ähnliches geschehen wie seinerzeit mit Alexander Kron und dessen «Schlaflosigkeit».

Akim Suchogrudow, pensionierter Bezirkschef der Partei, lebt abgeschieden in einem sterbenden Dörfchen, wo nur ein paar alte Sonderlinge geblieben sind, die nicht in die zentrale Kolchos-siedlung umziehen wollen. Am Rande bemerkt: Seit Ende der fünfziger Jahre hat man etwa 400 000 Dörfer und Weiler liquidiert bzw. zusammengelegt.

Der Parteibonze empfindet seine Pensionierung

* Anatolij Anan'ev: Gody bez vojny. Novyj mir, Nr. 1/1979, S. 3—63, Nr. 2/1979, S. 11—175

als verfrüht und ungerecht. Immerhin hat er jetzt Zeit zum Nachdenken:

«... die Gedanken, die in ihm aufkamen, waren ungewohnt und weckten das Gefühl, als sei das Ziel, dem er zugestrebte war (...), ohne Sinn gewesen (...), während das Leben mit seiner unendlichen Fortsetzung ein anderes, eigenes Ziel und auch erneuernde Kräfte habe.» (I/4)

Das Ziel ist bekannt: Aufbau des Kommunismus.

«... im Leben ist alles Mitbeteiligung, und deshalb gibt es den Tod als Nicht-Sein wahrscheinlich nicht, nur ununterbrochene und von der Natur gesteuerte Wiedergeburt.» (I/4)

In diesem Gedanken findet Suchogrudow Beruhigung. Der Trost ist religiös, nicht marxistisch-leninistisch.

«Und er gelangte zur Ueberlegung, der Mensch brauche zum Leben und zum Glück eben dieses — wie er jetzt lebte — und nicht jenes, was er gesucht hatte und was viele Leute suchen und vom Leben haben wollen.» (I/5) Nämlich: stilles ländliches Dasein, nicht die Karriere unter dem Aushängeschild des kollektiven Wohles. Er sieht das Ideal in der Vergangenheit, im bäuerlichen Wirken; von diesem Gesichtspunkt aus «war ihm das Leben nur von einer Seite vorstellbar, von welcher es den Menschen stets angenehm vorgekommen ist und noch lange so vorkommen wird» (I/6). «Er begriff, dass in seinem Leben bereits nichts mehr zu ändern war, doch gleichzeitig dürstete er furchtbar nach Veränderungen, und zwischen diesen zwei Empfindungen — dem Gefühl, in einer Sackgasse zu stecken, und der Möglichkeit, fortzufahren — tobte in seinem Herzen ein stetiger innerer Zweikampf.» (I/7)

Anhand einer ganzen Reihe von Bildern zeigt Ananjew, dass das offizielle Ziel sich als illusorisch erwiesen hat und dass die gewaltsame Verfolgung der Parteilinie die tragenden Säulen von früher — Familie, Moral, Glauben, Ideale — zerstört hat.

Zum Thema kaputte Familie (was es leider nicht nur in der UdSSR gibt): Ruhelos hetzt Suchogrudows Tochter Galina (aus zweiter Ehe) durchs Leben. Sie ihrerseits ist bereits zweimal geschieden. Ihr halbwüchsiger Sohn betätigt sich als Rowdy.

Suchogrudows Sohn aus erster Ehe, Dementij, hat einen hohen Posten in der Industrie, vergisst aber ob der Arbeit fast die Familie. Seine Frau ist Aerztin und mag sich nicht mit der Rolle eines zweitrangigen Gegenstandes in Dementijs Geschäftigkeit abfinden.

«In ihr stieg das Gefühl auf, dass alles nicht richtig sei und dass es von anderen Ursprüngen [als Dementijs «Nebenfrau» — V. T.] herrühre,

wenn ihre familiären Beziehungen nicht recht geordnet waren — von der Hetze, in die sich schon längst alle Leute freiwillig und unmerklich eingespurt haben.» (I/49)

Innerhalb der besseren Gesellschaft Moskaus ist man dagegen über derlei nicht beunruhigt. Diese ausgesucht gekleideten Damen und gutsituierten Herren haben andere Sorgen.

«Wofür denn leben, wenn das eine verboten ist, das andere nicht in Frage kommt und das dritte einem nicht liegt?» fragt eine Sowjetdame. Als unmöglich gilt in diesen Kreisen alles «Kleinbürgerliche». Die Antwort einer andern enthält die Philosophie dieser ausgeprägten Verbrauchergesellschaft:

«Ich meine, man muss leben, so lange man kann. Hast du Geld — kaufe, kleide dich, möbliere; hast du keines — tröste dich mit dem Gedanken, dass du kein Spiesser bist.» (II/25)

Zusammengekommen ist die Gesellschaft, um den Historiker Prof. Lusso zu feiern. Wissenschaftler, Diplomaten, Schriftsteller: Galinas geschiedener Ehemann Arsenij gehört ebenso zum Kreise wie der flirtende Wodka-Trinker Nikolaj, der durch seine junge Frau auch mit Suchogrudow verwandt ist: dessen dritte Gattin hat nämlich zwei verheiratete Töchter. Und diese Töchter haben Nebenbuhlerinnen. Noch dramatischer geht es mit Galinas Sohn aus — sein Stiefvater Arsenij ermordet ihn.

Ananjew hat in seinen mehrschichtigen Roman viele Konflikte eingearbeitet, die den Bankrott der Ideologie der machthabenden Gruppe belegen. Man streitet auch über die Frage des nationalen Prinzips; es gibt Befürworter des Monarchismus und Befürworter starker nationalistischer Stimmungen...

Immer wieder führt uns der Autor aufs Land zurück. Denn die Städter, vor allem vertreten

4%

Anlagehefte

3 1/4%

Postzahlungs-Einlagehefte

COUPON für Geschäftsbericht
in verschlossenem Couvert

Name _____

Strasse _____

Ort _____

CITY BANK

Talstrasse 58, 8021 Zürich
Tel. 01/211 76 11

durch den Historiker Arsenij, schliessen die Augen vor den Problemen, möchten ihr Leben nicht noch belasten. Die Leute auf dem Lande dagegen befassen sich voll mit der schwierigen Lage und möchten die Landwirtschaft aus ihrer Sackgasse herausbringen helfen.

So auch Lukin, der neue erste Sekretär des Bezirks-Parteikomitees. Er sieht das Unglück darin, dass der Bauer, der sich jahrhundertlang als umsichtiger Verwalter des Bodens erwiesen und für alles die Verantwortung getragen hatte, weil niemand sie ihm abnahm, jetzt materielle Unterstützung braucht. Der Kolchosnik muss keine Pferde und Ochsen aufziehen, keinen Dünger bereiten — ihm liefert der Staat Kunstdünger und Maschinen; bei Missernten deckt der Staat die Verluste. Der Bauer müsste sich erneut als Herr des Bodens empfinden —

«in jenem umfassenden modernen Sinn, dass der Mensch sowohl Schöpfer als auch Betrachter seines Lebens ist. Als man noch sagte: Nicht jener ist ein Ackermann, der den Acker pflügt, sondern jener, der sich am Pflügen freut. (...) Er macht sich in seinem kleinen Nebengewirtschaftsgarten zu schaffen, nicht Tag für Tag, sondern zwischenhinein, bloss zwischenhinein, und pflegt seine paar Beete so, dass im Haus Ueberfluss ist und er noch was auf den Markt bringen kann. Wenn man diese Ernte auf Hektaren umrechnet, kommt man auf Zahlen — von den grossen Flächen ernten wir nicht einmal einen Drittel. Und warum? Eben darum: dort ist es meins und hier ist es unseres. Eben unseres und nicht meins.» (II/68)

Natürlich würde eine solche Revolution, die Wiedereinsetzung des Bauern als Herr über den Boden, mit gefährlichen Folgen drohen. Die privatbesitzerischen Instinkte könnten neu erwachen. Lukin nähme dieses Risiko auf sich, aber... da ist doch noch das System!

«Richtig glückliche Leute denken nicht darüber nach, ob sie glücklich seien; sie leben einfach», schreibt Ananjew. (I/77)

Offenbar ist Lukin weit davon entfernt, glücklich zu sein. Offenbar soll damit gesagt werden, dass die Partei — als deren Vertreter Lukin im Roman auftritt — auch nicht recht «glücklich» sei. Weil er jedoch unausgegoren ist, kann Lukin über die Kollektivierung nun sagen:

«Wenn ihre mechanische Seite rasch erfolgt und längst abgeschlossen ist, so ist die moralische, sittliche Seite keine so einfache und schnell erledigte Sache (...). Jene [eigene — V. T.] Getreidescheune war es, die dem Bauern das Gefühl verlieh, sein eigener Herr zu sein.

„Und ein Privateigentümer“, sagt Suchogradow.

„Einverstanden, auch Privateigentümer. Aber auch Herr. Herr über den Boden! Die Scheune haben wir ihm weggenommen, doch weckt das zentrale Silo in ihm ein ebensolches Gefühl? Haben wir uns das überlegt? Es ist leer geworden innen im Bauern. Wie soll man diese Leere ausfüllen? Durch Ueberzeugungen? Ich bezweifle, dass diese allein positive Ergebnisse zeitigen würden, und wir müssen ohne Angst für uns selbst sagen, dass diese Frage noch längst nicht so gelöst ist, wie wir gewohnt waren, sie als gelöst zu betrachten.“ (II/84)

Es ist schon allerhand, wenn dies zur Diskussion gestellt wird. Verantwortlicher Parteimann glaubt nicht, dass die — angeblich wissenschaftlich abgesicherte — Ideologie imstande wäre, die von ihr geschaffenen Probleme zu beheben. Damit

die Sache wieder klappt, ist etwas anderes vonnöten, was mit der Kollektivlehre nicht vereinbar ist: «Die Wiederherstellung des Gefühls, Herr des Bodens zu sein — einheitlich, tief, umfassend, so, dass jeder es hat und dass es das Wesen seines Lebens ausmacht.» (II/87)

Was Ananjew über den Advokaten und Journalisten Koschelew sagt, gilt wohl auch für ihn selber:

«Sittliche Fragen beschäftigten ihn stark. Und je tiefer er in sie eindrang, desto offenkundiger wurde ihm, dass etwas Wesentliches, das man den Menschen sagen musste, sich ihm entzog. Er lauschte den damals aus verschiedenen Schichten der Gesellschaft ertönenden Stimmen, man könne vor den Leuten nicht die ganze Wahrheit verbergen (...), das Verschweigen der Wahrheit sei ein Verbrechen, das sich in den kommenden Generationen rächen werde.» (I/163)

Man stellte Koschelew die Frage: «Von welcher Wahrheit ist die Rede? Von der Wahrheit, welche die Geschichte unterspült, oder von jener, welche sie bestätigt?» (Ebenda)

Der Kommentar

(Fortsetzung von Seite 5)

dapester Publikationsgebrauch die richtigen Einsichten schon zu haben. Und so sieht sein Gespräch über weite Strecken denn auch aus. Er möchte vielleicht in die Lehre gehen, aber er muss zur Belehrung schreiten.

Das politische Seminar

Der ungarische Berichterstatter sagt vom blinden Maoisten Tscheng, er rede daher wie in einem politischen Seminar mit seinem auswendig gelerten Text. Womit er nebenbei diese Institution in den sozialistischen Staaten nicht schlecht kennzeichnet, ob fahrlässig oder hinterhältig, bleibe dahingestellt. Aber er selbst hält ein politisches Seminar.

Und dabei ist es erstaunlich, wie er automatisch auf die guten Argumente kommt, die er zu Hause im Parallelfall nicht brauchen dürfte.

Ob der sozialistische Charakter eines Landes davon abhängt, wie es zur chinesischen Regierung stehe? Gute Frage. Ebenso gut wäre sie natürlich mit Bezug auf die sowjetische Regierung. «Der Prüfstein des proletarischen Internationalismus ist das Verhältnis zur KPdSU.» Ist das auch lächerlich? Immerhin: Die rhetorische Frage, die Szabo dem Chinesen stellt, die präsentiert er auch dem ungarischen Leser. Unbeabsichtigt? Kaum.

«Was ist Kommunismus?» Fast die Pilatus-Frage. Aber wenn es wirklich auf das innere Gefüge ankommen sollte, gibt es ja eine Antwort: der Kibbuz.

Und die Widerlegung der Aggressionstheorie anhand der Zahlenverhältnisse: Kann wirklich jemand im Ernst glauben, dass das kleine Vietnam angefangen hätte? Hätte der Chineser mit dem Beispiel der israelischen Aggression geantwortet, was dann? Nun, dann wäre die Antwort nicht erschienen. Von wegen Angst.

Die Angst

Die Angst der Chinesen vor ihrer Rückkehr bil-

Ananjew legt sich (noch) nicht fest.

«Für das Volk gibt es nur eine Wahrheit — das Leben»; «die Partei lehrt und lehrt stets, den Leuten die Wahrheit zu sagen»; auf den Krieg von 1812 bezogen «die Wahrheit des Einsatzes des Volkes, nicht der Hofintrigen und törichter Anordnungen», ist die Meinung von Koschelews Bruder (II/168, 169, 170).

Entsprechend hatte Suchogradow dem parteilich ungefestigten Lukin zu bedeuten gegeben:

«Du wirst kaum weiter kommen [mit ‚Zurück zum Boden-Beherrschen‘], als dir das Leben zugestehen wird.» (II/85)

Was «das Leben» entscheidet, das ja zugleich «die Wahrheit» ausmacht, das gedenkt Ananjew uns später, in einem weiteren Band, zu verraten. Es sei viel schwerer, über die Nachkriegszeit zu schreiben als über den Krieg, wo es bloss Heldentaten zu schildern gab, sagte Ananjew in einem Interview. Man darf gespannt sein, ob er als Ausweg aus der Sackgasse etwas Besseres als Lukins Umkehr zur persönlichen Verantwortung finden wird. ■

det ein Leitmotiv der Reportage, die auf ungarisch den Titel trägt «Der Soldat schießt auf Befehl — und hat Angst!».

Szabo unterstellt, dass die gefangenen Chinesen befürchten müssen, nach ihrer Repatriierung erschossen zu werden, besonders wenn sie nun mit Feinden sprechen. Ganz glaubt er es selber nicht, sonst würde er nicht mit seiner Reportage dazu beitragen, vier identifizierte junge Leute dem Tod zu überantworten.

Womit nicht gesagt ist, dass die drei ethnischen Chinesen (den Deserteur werden die Vietnamesen doch hoffentlich nicht austauschen, oder doch?) ihrer Rückkehr nur mit argloser Freude entgegensehen müssen. Aber der Beweis, dass sie sich vor der Hinrichtung fürchten, scheint wirklich nicht erbracht. Die Episode mit dem trotzigem «Maoisten», der den Tee erst fordert und dann verschmäht, ergibt da kein Indiz. Und dass er den Tee, nachdem er endlich eingewilligt hat, ihn zu trinken, gleich wieder abstellt, als man ihn fotografieren will, sagt gar nichts in dieser Richtung. Er wollte sich seine Unterwerfung nicht dokumentieren lassen; das wäre natürlich genug. Viele Asiaten mögen es überhaupt nicht, wenn man sie beim Essen fotografiert; manchen Europäern geht es ähnlich. Und schliesslich: In China weiss man ohnehin, dass überlebende Kriegsgefangene im Lager ernährt worden sind. In diesem Moment war der Mann aller Wahrscheinlichkeit nach tatsächlich ganz einfach stolz, was immer seine sonstigen Aengste (vor seinen Landsleuten und vor seinen vietnamesischen Wärtern) gewesen sein mögen.

Die sonstigen Aengste vor der Strafe, sie bestehen natürlich. Mit graduellen Unterschieden. Der eine muss sich davor fürchten, der Feigheit vor dem Feinde geziehen zu werden, der andere muss aufpassen, dass er nichts schreibt, was den geltenden ideologischen Vorschriften zuwiderlaufen würde. Glauben wir doch dem Tscheng seinen Mut zum offenen Trotz und dem Szabo seinen Mut zu offenen rhetorischen Fragen mit versteckten Anwendungsmöglichkeiten. Jeder nach seinen Möglichkeiten. (Als zweite Antwort auf die Frage «Was ist Kommunismus?») cb